

Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong

Gender – An- und Aufregungen in Theorie und Praxis

Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung am Fachbereich Theologie in Hamburg, 25.10.2010

Sehr geehrte Damen und Herrn, liebe Kolleginnen und Kollegen,

heute zum Thema „gender“ zu Ihnen zu sprechen, führt mitten hinein in die Ambivalenzen, die die Geschlechterthematik heute hat. Auf der einen Seite ist immer wieder zu hören (und zwar quer durch die Generationen und sowohl von Männern als auch von Frauen), dass das Thema heute eigentlich kaum noch Relevanz besitzt, zumindest nicht als Analyse patriarchaler Verhältnisse und ungerechten Verhältnissen gegenüber Frauen. Für die jüngeren Generationen wäre die Gleichberechtigung selbstverständlich, der Kampf dafür sei gegenstandslos und das Engagement dafür eher peinlich. Und in der Tat ist ja in den letzten Jahrzehnten auch viel erreicht worden: Mädchen haben mittlerweile bessere Bildungschancen als Jungen, Frauen stehen alle Berufe offen, Männer engagieren sich in der Kindererziehung und auch in Führungspositionen sind Frauen auf dem Vormarsch. Auf der anderen Seite fallen die Defizite vor dem Hintergrund dieser Entwicklung besonders deutlich ins Auge und zeigen ein anderes Bild der Verhältnisse zwischen den Geschlechtern: Frauen verdienen in Deutschland bei gleicher Qualifikation im Schnitt 73% von dem, was Männer verdienen. In vielen Sparten liegt der Anteil von Frauen in Führungspositionen noch deutlich unter 20, in nicht wenigen sogar unter 10%. Frauen leisten – ob berufstätig oder nicht – wesentlich mehr Familienarbeit als Männer. Erst recht sind die Bilder von den Rollen und Verhältnissen in den Köpfen und Herzen vieler Menschen – wiederum quer durch die Generationen – erschreckend traditionell. Wenn Sie dies überprüfen wollen, erzählen Sie in Ihrem Bekanntenkreis einmal folgende Geschichte: Ein Vater und sein Sohn haben einen schweren Autounfall, der Vater stirbt, der Sohn ist schwer verletzt und wird umgehend in ein Krankenhaus eingeliefert. Dort erwartet ihn schon das gesamte OP-Team, er soll sofort operiert werden. Plötzlich aber sagt die Leitung: „Ich kann ihn nicht operieren, er ist mein Sohn!“ Fragt man Menschen, was hier passiert ist (wenn vorher nicht erwähnt wurde, dass es um das Thema Geschlecht geht – Ihnen wird in diesem Kontext klar sein, worum es geht), dann werden in der Regel Vermutungen angestellt, dass der Junge adoptiert war und der leibliche Vater ihn erkannt hat oder ähnliche komplizierten Konstruktionen bemüht: Dass die Leitung des OP-Teams weiblich und die Mutter des Jungen ist, liegt für viele offensichtlich sehr fern. Erst recht stellt sich dieser Effekt ein, wenn von dem „Chefarzt“ oder dem „leitenden Operateur“ in männlicher Form gesprochen wird, was ja wieder üblicher geworden ist als noch vor einigen Jahren. Offensichtlich reicht die rechtliche Gleichstellung und die theoretische Chancengleichheit nicht aus, um traditionelle Rollenbilder in den Köpfen von Menschen zu überwinden. Es lohnt sich, genauer hinzusehen, welche Annahmen über Frauen und über Männer sowie über die Kategorie „Geschlecht“ und seine Konsequenzen für das Leben eines Menschen gesellschaftlich und individuell leitend sind und wo diese ihren Ursprung haben. Hier ist die Wissenschaft gefragt, die gerade bei diesem Thema eine sehr praktische Relevanz hat.

In diesem Kontext möchte ich Ihnen heute Abend einen Einblick in die Diskussion um den Genderbegriff geben und damit einen Einstieg in die Ringvorlesung in diesem Semester leisten. Das Wort „Gender“ ist mittlerweile nicht mehr auf die feministischen Diskurse beschränkt, sondern der Begriff hat sich mittlerweile zumindest in der Wissenschaft und in der Politik, teilweise auch in der Alltagssprache etabliert: „Genderfragen“ stehen auf Tagesordnungen, die „Genderperspektive“ wird eröffnet und „Gendergerechtigkeit“ eingefordert. Gleichzeitig verbinden sich mit dem Genderbegriff nach wie vor Emotionen, Zustimmung und Protest, Bedrohung und Befreiung. Dies ist auch kein Wunder, denn dieses Wort berührt zentrale Fragen des Verhältnisses der Geschlechter und trifft Vorentscheidungen darüber, welche Visionen des Zusammenlebens der Geschlechter orientierend wirken. Mit ihm sind bestimmte Anliegen verbunden und insofern auch *Anregungen*, und er birgt wiederum auch Probleme, die in der Tat zu *Aufregungen* führen können. Ich möchte Ihnen jetzt zunächst vorstellen, welche Inhalte sich mit dem Genderbegriff verbinden. Dann werde ich darstellen, welche Chancen er birgt und welche Gefahren in ihm schlummern, also die Anregungen und Aufregungen in den Blick nehmen. Schließlich werde ich noch fragen, was dies für die Theologie und ihren Umgang mit dem Thema „Geschlecht“ bedeutet.

Der erste Abschnitt lautet also schlicht:

I. Was bedeutet „gender“?

Der Genderbegriff stellt die für jede Beschäftigung mit der Geschlechterthematik zentrale Frage, wie „Geschlecht“ überhaupt zustande kommt. Er hinterfragt damit eine Selbstverständlichkeit unseres Alltags, nämlich die Wahrnehmung, dass Menschen Frauen und Männer bzw. (im Kindesalter) Mädchen und Jungen sind. Im Alltag ist jeder Mensch eindeutig dem einen oder anderen Geschlecht zugeordnet, dies gehört zu den zentralen Merkmalen des Menschseins. Wird ein Kind geboren, wird häufig zuerst gefragt: „Was ist es denn?“. Ohne das Wort Geschlecht aussprechen zu müssen, ist klar, dass die Antwort „ein Mädchen“ oder „ein Junge“ erwartet wird – allen Beteiligten ist die Relevanz des Geschlechts für das Leben des Kindes so selbstverständlich, dass klar ist, wonach gefragt wird.

Der Genderbegriff stellt genau diese Selbstverständlichkeit in Frage und macht deutlich, dass das, was wir unter Geschlecht verstehen und im Alltag als ganz selbstverständlich erleben, gar nicht so selbstverständlich ist. Er führt eine Differenzierung in das Phänomen „Geschlecht“ ein, die in der deutschen Sprache nicht wörtlich zu übersetzen ist: Während „sex“ das biologische Geschlecht meint, bedeutet „gender“ das „soziale“ oder besser das „sozialkulturelle“ Geschlecht. Mit dieser sprachlichen Unterscheidung wird eine zentrale inhaltliche Entscheidung getroffen, die für den jüngeren Feminismus ganz wesentlich ist: Geschlecht insgesamt und auch das jeweilige Geschlecht eines individuellen Menschen ist nicht selbstverständlich gegeben, sondern sozial und kulturell geprägt und geformt. Geschlecht ist damit (zumindest auch) Ergebnis eines kulturellen Prozesses und damit nicht „naturbedingt“ und unhinterfragbar gegeben, sondern geworden und insofern kulturell und auch individuell potenziell veränderbar. Die Unterscheidung von „sex“ und „gender“ wendet

sich dagegen, Geschlechtscharaktere und Geschlechterrollen biologisch zu begründet, denn damit wären sie unveränderlich und auch legitimiert. Sie weckt das Bewusstsein, dass ‚Weiblichkeit‘ und ‚Männlichkeit‘ nicht einfach zwei gegebene und einander gegenüberstehende Größen sind, sondern in verschiedenen Kulturen Verschiedenes bedeuten können.

Als eine wichtige Vordenkerin dieses Gedankenkomplexes wird zu Recht Simone de Beauvoir genannt. Ihr berühmter und oft zitierter Satz „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“ beinhaltet ja bereits die Unterscheidung zwischen sex und gender. Die begriffliche Unterscheidung wurde jedoch erst – nicht zufällig – in der sexualpsychiatrischen Zwitter- und Transsexuellenforschung in den 1950er und 1960er Jahren in den USA getroffen. Nachdem ‚gender‘ bis dahin nur in grammatikalischer Bedeutung verwendet wurde – als Bezeichnung des grammatischen Geschlechts –, wurde er von feministischen Wissenschaftlerinnen seit den 1970er Jahren benutzt, um den Unterschied zum biologischen Geschlecht einzuführen. In den 1980er Jahren hat sich besonders im angloamerikanischen, dann aber auch im deutschsprachigen Bereich die Unterscheidung zwischen ‚sex‘ und ‚gender‘ und der damit verbundene Inhalt weitgehend durchgesetzt. Seit den 1990ern werden allerdings – vor allem auf populärwissenschaftlichem Niveau – die Unterschiede zwischen den Geschlechtern wieder stärker biologisch begründet, beispielsweise im Kommunikationsverhalten (z.B. warum sich Männer und Frauen angeblich nicht verstehen), in den Fähigkeiten (z.B. warum Frauen angeblich nicht einparken können), im emotionalen Bereich (z.B. warum Frauen und Männer Beziehungen unterschiedlich gestalten) oder in der Rollenverteilung (z.B. warum mit dem ersten Kind doch wieder die Rollen traditionell verteilt sind). Nicht selten sind diese Ansätze (die sich literarisch gegenwärtig gut verkaufen!) mit einer Rücknahme der durch den Genderbegriff markierten Erkenntnis geprägt, indem sie versuchen, beobachtete Unterschiede hormonell, organisch (beispielsweise durch die theoretische Disposition, ein Kind zu bekommen), mit Unterschieden zwischen weiblichen und männlichen Gehirnen oder mit Analogien zur Tierwelt zu erklären.

Der Gender-Ansatz hingegen stellt zwar nicht in Frage, dass (zumindest tendenzielle) Unterschiede zwischen Frauen und Männern zu beobachten und auch empirisch nachweisbar sind, er sieht diese jedoch nicht als biologisch gegeben an, sondern betrachtet sie als sozial geprägt und kulturell geformt. Dafür hat er zunächst einmal das Argument aus seiner Seite, das sich gerade in den letzten Jahrzehnten die Geschlechterrollen und auch die empirisch fassbaren Eigenschaften von Frauen und Männern enorm verändert haben. Was es vor 100 Jahren im gesellschaftlichen Bewusstsein, aber auch im persönlichen Selbstverständnis bedeutete, eine Frau bzw. ein Mann zu sein, unterscheidet sich eklatant von dem, was es heute bedeutet. Wir sprechen zwar auch heute von „typisch Frau“ oder „typisch Mann“, meinen damit aber nicht das Gleiche, was noch vor 100 oder auch vor 50, vermutlich nicht einmal vor 25 Jahren als typisch weiblich oder typisch männlich galt.

Sind sich bis hierhin noch alle einig, die dem Genderansatz folgen, teilt sich dieser an diesem Punkt noch einmal in zwei Richtungen: Die erste Richtung stellt nicht in Frage, dass es biologisch zwei Geschlechter gibt, dass Menschen also – im Sinne von „sex“ – weiblich oder männlich geboren werden. „Gender“ als das „soziokulturelle Geschlecht“ entsteht nach Überzeugung dieser ersten Richtung durch die soziale Prägung der Umwelt. Sobald ein Kind

geboren ist (und heute gelegentlich schon vor der Geburt), werden ihm geschlechtsbedingte Erwartungen entgegengebracht. Wenn ein Baby oder Kleinkind in seinem Verhalten seinem Geschlecht entspricht, reagiert die Umwelt – ohne dies unbedingt zu wollen oder auch nur zu merken – verstärkt und „belohnt“ geschlechtstypisches Verhalten durch besondere Aufmerksamkeit. Wenn Eltern beispielsweise – in der Regel unbewusst – mit einem weiblichen Baby intensiver kuscheln oder einem männlichen einen größeren Aktionsradius zugestehen oder dessen Geschrei länger tolerieren, dann entwickeln sich bereits im Kleinkindalter „typische“ Verhaltensweisen – ganz zu schweigen von der Rede von dem „typischen Mädchen“ oder „richtigen Jungen“. Ich selbst fand die klassische Spielplatz Erfahrung immer wieder eindrücklich – solche „Feldstudien“ bleiben ja bei feministisch geprägten Wissenschaftlerinnen nicht aus, wenn sie eigene Kinder haben ☺: Als unsere Tochter im Kleinkindalter (in Ermangelung der Signalfarbe rosa) noch nicht unbedingt als Mädchen oder Junge identifizierbar war, verhielten sich andere Eltern ihr gegenüber unterschiedlich in Abhängigkeit davon, welches Geschlecht sie ihr zuschrieben: Dem vermuteten Mädchen wurde deutlich früher geholfen, wenn es Schwierigkeiten hatte, auf die Seilbahn zu kommen und mit dem vermeintlichen Jungen wurde weniger vorsichtig umgegangen. Dass das Verhalten Jungen und Mädchen gegenüber deutlich unterschiedlich ist, ist mittlerweile auch jenseits privater Beobachtungen in diversen Studien nachgewiesen worden. Die Sozialisationsinstanzen Kindergarten und Schule tragen dann durch ihre geschlechtsbedingten Erwartungen (dass Mädchen sozialer und verträglicher seien, Jungs aggressiver und konkurrenzorientierter etc.) dazu bei, dass diese immer mehr tatsächlich auch so werden. So zeigt beispielsweise eine neuere kanadische Studie, dass sich die innere Haltung der Lehrkraft auf die mathematischen Leistungen von Mädchen auswirkt: Ist eine Lehrkraft (gleich welchen Geschlechts) der Überzeugung, dass Mädchen es schwerer haben in Mathematik, sinkt die durchschnittliche Leistung der Mädchen.

Die Kritik dieser Gender-Richtung richtet sich gerade auf diese gesellschaftlichen Rollenzuschreibungen, die geschlechtsgebundenen Erwartungen, die angenommenen Charaktere etc. – die kulturellen Überformungen des biologischen Geschlechts, die Menschen einengen, in ihrer Persönlichkeitsentwicklung behindern, vor allem aber zu massiven Ungerechtigkeiten zuungunsten von Frauen wie beispielsweise ihre durchschnittlich geringere Entlohnung führen.

Die zweite Richtung hingegen setzt noch grundsätzlicher an und hinterfragt radikaler, wie „Geschlecht“ überhaupt zustande kommt. Sie betrachtet es bereits als kulturelle Konstruktion, dass wir Menschen in genau zwei Geschlechter einteilen und dies für biologisch gegeben halten. Sie wird daher auch dekonstruktiver Feminismus genannt, weil sie die kulturelle Konstruktion Geschlecht als solche entlarvt und damit de-konstruiert – im Gegenüber zum Differenzfeminismus, der die Differenzen zwischen den Geschlechtern gerade betont. Der dekonstruktive Feminismus kann bereits als eine innerfeministische Reaktion betrachtet werden, die in den 1980er Jahren entstand. Nachdem die zweite Frauenbewegung in den 1970er Jahren die Gemeinsamkeiten zwischen Frauen entdeckt und diese als beglückend und befreiend wahrgenommen hatte, trat jetzt stärker in den Vordergrund, dass Frauen sehr verschieden sind. Die allen Frauen gemeinsame „weibliche Erfahrung“ wurde als Konstruktion entlarvt – nicht zuletzt von Afroamerikanerinnen und Frauen aus anderen kulturellen

Kontexten, die diese als weiße, mittelschichtorientierte Perspektive kritisierten. Der dekonstruktive Feminismus nimmt einerseits die vielen Differenzen zwischen Frauen, andererseits andere Differenzkategorien wie Kultur, ethnische Herkunft, Generation, sozialer Kontext etc. in den Blick. Er nimmt Abstand davon, „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“ inhaltlich beschreiben zu wollen, da dies den traditionellen Rollenzuschreibungen nicht entkommen kann (mit dem Gegenüber von intuitiv und rational, beziehungsorientiert und autonom etc.)

Zum anderen stellt er die Frage, ob es nicht feministisch kontraproduktiv ist, die Zweigeschlechtlichkeit als gegeben hinzunehmen und ihre Wahrnehmung nur zu verstärken. Denn die Betonung der Unterschiede zwischen den Geschlechtern und der Gemeinsamkeiten zwischen Frauen beinhaltet die Gefahr, dass sich Frauen selbst im Gegenüber zu Männern (als die „anderen“) definieren und letztlich in die alten Rollenklischees zurückfallen – auch wenn diese als sozial geprägt identifiziert werden. In unserer Gesellschaft ist, so die Erkenntnis des dekonstruktiven Feminismus, Weiblichkeit nicht ohne Unterordnung bzw. Männlichkeit nicht ohne Dominanz zu denken. Dies zeigen beispielsweise Untersuchungen zur Mimik und Gestik bei Frauen und Männern. So wird beispielsweise wird der Blick von unten nach oben als klassischer Unterordnungsmarker als „weiblich“ identifiziert. Frauen, die geradeaus bzw. von oben nach unten blicken, werden als „unweiblich“ bewertet, und sie bekommen verhältnismäßig wenig Sympathiewerte zugeschrieben, und zwar sowohl von Frauen als von Männern. Männer mit vergleichbarer Blickrichtung bekommen hingegen nicht nur wesentlich höhere Sympathiewerte, sondern sie werden überwiegend als männlich beschrieben. Eine zentrale Motivation der zweiten Richtung des Gender-Ansatzes ist insofern, den durch die Zweigeschlechtlichkeit unweigerlich gegebenen hierarchischen Zuordnungen zu entkommen: Wenn es offensichtlich unmöglich ist, Männlichkeit und Weiblichkeit unhierarchisch und gleichberechtigt zu denken, muss tiefer gefragt werden, wie die für die Gesellschaft zu dominante Zweigeschlechtlichkeit zustande kommt – und wem sie nützt. Denn es ist ja durchaus zu fragen, warum wir unsere Gesellschaft eigentlich so klar in zwei Geschlechter einteilen und diesen solch eine große Relevanz zubilligen. Dass die gesamte Gesellschaft sozusagen zweigeschlechtlich „geordnet“ ist, ist kaum mehr mit dem Erhalt der Gattung durch Fortpflanzung zu erklären – denn dafür wäre es nicht nötig, solche starken geschlechtsbedingten Erwartungen an zweijährige Jungs und achtzigjährige Frauen zu stellen. Es wird daher vermutet, dass bereits die trennscharfe Unterscheidung von zwei Geschlechtern kulturelle Vorteile bringt – und zwar zugunsten derjenigen, die davon profitieren, nämlich derjenigen, die als „Männer“ identifiziert werden. In dieser Perspektive wird bezweifelt, dass der Körper oder die Sexualität vorkulturell existieren, Natur und Kultur also streng zu trennen sind. Dann aber muss es im feministischen Interesse liegen, die Selbstverständlichkeit von zwei Geschlechtern als solche in Frage zu stellen. Dies stößt sich allerdings nicht unerheblich mit unserer Alltagswahrnehmung: Wir sind so gewohnt, Menschen nur als Frauen oder Männer wahrzunehmen, dass solche Überlegungen unseren gewohnten Denkraum sprengen und daher oft zunächst Abwehr erzeugen.

Möglicherweise helfen hier Erkenntnisse der Biologie und der Ethnologie, die die – zunächst eher philosophisch geprägten – Überlegungen, Geschlecht als Konstruktion zu betrachten, unterstützen. Diese machen deutlich, dass biologisch das Geschlecht eines Menschen viel weniger eindeutig ist als sich dies der Alltagswahrnehmung in der Regel darstellt. Das

Geschlecht eines Menschen kann auf mehreren Ebenen bestimmt werden, die nicht miteinander übereinstimmen müssen (nach Geschlechtsorganen, Hormonen, Chromosomen und sekundären Geschlechtsmerkmalen). Die Existenz von Zwittern, Transvestiten und Homosexuellen stellt zusätzlich das klare Gegenüber zweier Geschlechter in Frage. Die Ethnologie hat zudem gezeigt, dass manche Völker ein drittes Geschlecht kennen und bei anderen das Geschlecht im Alltag nicht zu bemerken ist, daher auch keine Konsequenzen für das gesamte Leben hat – dort bekommen manche Menschen eben Kinder, andere keine. Damit wird die Einsicht, die am sozialen Geschlecht gewonnen wurde, auf das biologische übertragen: Nicht nur das soziale Geschlecht ist kulturell geprägt, sondern bereits das biologische Geschlecht ist eine kulturelle Konstruktion, die bestimmten Interessen dient und uns zu diesem Zweck Naturgegebenheit behauptet, wo keine ist. Das Gegenüber von „sex“ und „gender“ wird in dieser Richtung also sozusagen aufgehoben und „sex“ in „gender“ aufgelöst. Dies bedeutet nicht, dass den Menschen in der Frage der Geschlechtsidentität jede Möglichkeit offen steht, wohl aber, dass die theoretisch vorhandenen Möglichkeiten gesellschaftlich erheblich beschränkt werden.

Die dekonstruktive Sichtweise setzt die Entstehung und Erhaltung von Geschlecht daher noch wesentlich komplexer an, als ein vielschichtiger komplizierter Prozess, bei dem unendlich viele Faktoren mitwirken, und zwar innere ebenso wie äußere.¹ Zur sozialen Prägung von Geburt an kommt die jeweils eigene Aktivität hinzu: Da wir gar nicht anders können, als uns permanent als „Mädchen“ oder als „Junge“, als „Frau“ oder als „Mann“ zu zeigen, tragen wir selbst erheblich zur Geschlechterkonstruktion bei, und zwar in wesentlich höherem Maße, als es zur Aufrechterhaltung der Gattung „Mensch“ nötig wäre. Wir nehmen dabei ständig Reaktionen aus unserer Umwelt auf und verarbeiten sie, was wiederum unser Verhalten, unseren Habitus, selbst unsere Mimik und unseren Körperbau beeinflusst. Wir „tun“ permanent unser Geschlecht, ob wir es wollen oder nicht – ich kann nicht anders, als mich Ihnen heute Abend als Frau zu zeigen und dies tue ich durch Kleidung, Frisur, Mimik, Sprache, Stimme etc. Wie genau ich dies tue, ist dann wiederum kulturell bedingt, als Philippina oder Westafrikanerin würde ich dies anders tun. Offensichtlich unterliegen sogar körperliche Faktoren, die man bisher als durch Vererbung bedingt und unveränderbar angenommen hat, kulturellen Entwicklungen: So verringert sich in Europa zeitgleich zur Veränderung der Geschlechterrollen gegenwärtig der Größenunterschied zwischen den Geschlechtern. Erst recht gilt dies für die lange Unterschieden im Gehirn zugeschriebenen unterschiedlichen Fähigkeiten: Dass Mädchen weniger begabt für Naturwissenschaften seien als Jungs, wurde schon länger in Frage gestellt und dies wird durch die neuesten PISA-Studien belegt, in denen die Unterschiede zwischen den Geschlechtern in diesem Bereich nur noch minimal sind. Sowohl der Körper als auch das Geschlecht sind damit Ergebnis einer kulturellen Deutung 'Geschlecht' als Ganzes ist damit nicht etwas, was wir haben oder was

¹ Zur dekonstruktiven Sicht von ‚Geschlecht‘ vgl. exemplarisch Gildemeister, Regine: Die soziale Konstruktion von Geschlechtlichkeit, in: Ostner, Ilona / Lichtblau, Klaus (Hg.): Feministische Vernunftkritik. Ansätze und Traditionen, Frankfurt a.M. 1992, 220-23; Hagemann-White, Carola: Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen aus einer theoretischen Einsicht, in: Pasero, Ursula / Braun, Friederike (Hg.): Konstruktion von Geschlecht (Frauen – Männer - Geschlechterverhältnis Bd.1) , Pfaffenweiler 1995, 182-198; Pohl-Patalong, Uta: Art. Gender, in: Wörterbuch der Feministischen Theologie (hg. Elisabeth Gössmann et. al.), Gütersloh ²2002, 216-221.

wir sind, sondern was wir permanent tun – entsprechend wird von „doing gender“ gesprochen.

Soweit zum Genderbegriff an sich. Als nächsten Schritt frage ich nun, welche Konsequenzen diese Überlegungen für die Theorie und die Praxis haben.

II. Was leistet der Genderbegriff?

In drei Schritten frage ich jetzt nach den An- und den Aufregungen, die der Genderbegriff mit sich bringt. Ich beginne mit der Frage nach seinem Veränderungspotenzial: Inwiefern ist der Ansatz hilfreich, Geschlechtergerechtigkeit zu fördern und Menschen von den nach wie vor vorhandenen und nicht selten einengenden Rollenerwartungen zu entlasten?

1. Veränderungspotenziale des Gender-Ansatzes

Mit der Erkenntnis des Gender-Begriffes, dass „Geschlecht“ (nicht nur) eine Folge biologischer Faktoren, sondern Ergebnis eines sozialkulturellen Prozesses ist, bieten sich zunächst einmal sehr viel mehr Möglichkeiten, verändernd auf die Geschlechterverhältnisse einzuwirken, als wenn diese biologisch determiniert erscheinen. Geschlecht ist dann nicht Schicksal, sondern Gestaltungsaufgabe. Denn sozialkulturelle Gegebenheiten unterliegen sowieso permanenten Veränderungen – ich nannte bereits die radikalen Wandlungen, die die Geschlechterrollen in den letzten 100 und auch noch einmal in den letzten 40 Jahren durchgemacht haben. Für diese Unterschiede sind natürlich viele Faktoren verantwortlich, weil gesellschaftliche Prozesse unglaublich komplex sind. Nicht unerheblich haben dazu aber die erste Frauenbewegung Anfang des 20. Jahrhunderts und die zweite Frauenbewegung in den 1970er Jahren beigetragen, die sehr gezielt und mit erheblichem persönlichen Einsatz Entscheidendes zur Veränderung der Geschlechterrollen beigetragen haben. „Gender“ setzt also das Signal: Das, was wir unter „Geschlecht“ verstehen, ist potenziell veränderbar.

Gleichzeitig hat sich in den letzten Jahren gerade an diesem Punkt eine gewisse Ernüchterung und manchmal auch Enttäuschung eingestellt. Typisch für meine Generation sind die Stoßseufzer von Müttern und manchmal auch von Vätern: „Wir erziehen unser Kind nun wirklich nicht als typisches Mädchen, aber sie liebt rosa und will zum Fasching nur als Prinzessin gehen...“ oder „Unser Junge interessiert sich überhaupt nicht für die Puppen, die wir ihm schenken, aber ist von jeder Baustelle nicht wegzubekommen“. Solche Alltagserfahrungen zeigen, dass individuelle Entscheidungen gegen die klassischen Rollenerwartungen offensichtlich nicht ausreichen. Hier ist wiederum der dekonstruktive Ansatz analytisch hilfreich, weil er an die Komplexität der Entstehung von „Geschlecht“ erinnert. Denn zum einen sind die Eltern bei weitem nicht die Einzigen, die sozialisierend auf das Kind einwirken – der Einfluss von Großeltern, Verwandten, anderen Kindern, dann vor allem Kindergarten und Schule ist immens. Ich erinnere mich, dass meine Tochter, deren Lieblingsfarben zunächst gelb und grün gewesen waren, nach einigen Monaten Kindergartenzeit plötzlich rosa liebte, und darauf angesprochen sagte sie selbst: „Ich mag rosa, weil alle Mädchen rosa mögen“. Ebenso bestand sie in diesem Zeitraum darauf, sich die Haare wachsen zu lassen, weil sie sich nicht mehr anhören wollte, dass sie wie ein Junge

aussähe (zumal sie das alles andere als erstrebenswert fand, denn Jungen standen bei ihr nicht allzu hoch im Kurs). Mindestens ebenso wichtig erscheint mir aber die Tatsache, dass unsere Einflüsse auf die Kinder keineswegs nur dem bewussten und intentionalen Bereich entstammen, sondern dass auch unbewusste Faktoren mitwirken. Vermutlich schenkt niemand mit identischen Gedanken und Gefühlen einem Jungen eine Puppe und einem Mädchen eine Carrerabahn wie dem jeweils anderen Geschlecht – auch wenn wir fest davon überzeugt sind, das Richtige zu tun. Und schließlich ist die Rolle von realen und medialen Vorbildern keinesfalls zu unterschätzen. Immer noch kümmern sich Mütter in stärkerem Maße um die Kinder als Väter (selbst wenn beide berufstätig sind), immer noch sind Männer im Kindergarten- und im Grundschulbereich die Ausnahme sind (denen dann besondere Aufmerksamkeit zukommt) und immer noch werden die klassischen Rollenbilder in Fernsehserien einschließlich in denen für Kinder (gucken Sie sich einmal das Sandmännchen daraufhin an!) und in der Werbung massiv vertreten! So lange dies so ist, ist es kaum realistisch zu erwarten, dass die Entscheidung eines Elternpaares ausreicht, um ein Kind ganz anders zu prägen. Der Ansatz des „doing gender“ macht zudem die Eigenaktivität des Kindes deutlich, das der gesellschaftlichen Zweigeschlechtlichkeit ebenso wenig entkommt wie wir dies tun: Es hat in einer zweigeschlechtlich organisierten Gesellschaft keine andere Möglichkeit, als auch als Mädchen oder als Junge zu präsentieren, ein Drittes oder Geschlechtsneutralität gibt es nicht.

Also bleibt doch alles beim Alten und das Veränderungspotenzial ist nur ein scheinbares? Dies wäre nur der Fall, wenn man erwartet, dass sich gesellschaftliche oder individuelle Veränderungen rasch (innerhalb von einer oder zwei Generationen) und umfassend einstellt. Der dekonstruktive Genderansatz bietet nicht die eine große und durchschlagende Idee, von heute auf morgen die Gesellschaft geschlechtergerecht zu gestalten oder zumindest das eigene Leben frei von Rollenerwartungen zu führen. Er weist jedoch auf die Spielräume hin, die die komplexe Größe „Geschlecht“ bietet: Ich kann mich von der gesellschaftlichen Ordnung zwar nicht befreien, aber ich kann spielerisch und gestaltend mit ihr umgehen. In verschiedenen Bereichen meines Lebens kann ich Rollenerwartungen mal mehr, mal weniger und mal vielleicht auch gar nicht erfüllen. Indem ich bewusst mit ihnen umgehe und nicht ihrer Totalität erliege, werde ich stärker Subjekt meines unweigerlichen „doing genders“ und gewinne Handlungsspielräume, die mir Freiräume eröffnen und anderen Anregungen für ihr „doing gender“ geben und damit langfristig auch Gesellschaft verändern. Gerade die gegenwärtige Gesellschaft, in der Menschen nicht auf eine einheitliche Identität fixiert sind, sondern unterschiedliche Identitäten entwickeln müssen, bietet dafür besondere Chancen.

Allerdings: Dies ist anstrengend und nicht immer alltagstauglich. Die Spielräume für ein solches Spiel mit Geschlechtsidentitäten sind zudem sehr ungleich verteilt, unter Männern und erst recht unter Frauen. Zudem enthebt einen die Erkenntnis theoretischer Spielräume nicht der Erfahrung, sich immer wieder in geprägten Rollenmustern vorzufinden, denen man sich eigentlich entkommen geglaubt hatte. Die gegenwärtigen Versuche, Geschlecht wieder stärker biologistisch zu verstehen und die zentrale Erkenntnis des Genderbegriffs damit wieder einzuziehen, deute ich in diese Richtung: Offensichtlich erleichtert die Konstruktion (denn auch dies ist eine Konstruktion), dass die Geschlechterrollen eben doch biologisch gegeben und unveränderlich sind, die Erfahrung, sich stärker in klassischen Rollenmustern

wiederzufinden, als man dies einmal gedacht hat. Möglicherweise ist der Gender-Ansatz mit einem gewissen Optimismus verbunden, dass sich – auf längere Sicht – zumindest wirklich etwas verändern lässt und dass es sich lohnt, sich dafür zu engagieren?

Damit komme ich zum zweiten Punkt der An- und Aufregungen: Was bedeutet der Gender-Ansatz für die Identität von Menschen?

2. Identitätsfragen des Gender-Ansatzes

Der Genderbegriff, zumal in seiner dekonstruktiven Fassung, radikalisiert die Frage nach dem Geschlecht, indem er die Kategorie „Geschlecht“, ja, bereits die Zweigeschlechtlichkeit als Konstruktion identifiziert. Damit bricht er mit einer Selbstverständlichkeit, die gleichzeitig eine Grundkategorie unseres Daseins ist: Mit dem unterhinterfragten Gegenüber von Frauen und Männern. „Frau“ und „Mann“ sind dann nicht mehr klare Zuweisungen, die für jeden Menschen gelten, sondern werden zu kulturell bedingten Konstrukten. Dass sie in unserer Kultur eine so hohe Bedeutung besitzen, müsste so nicht sein: „Es könnte alles auch anders sein“ ist eine zentrale Erkenntnis – auch und gerade für die Geschlechterrollen. „Frau“ und „Mann“ sind damit in wesentlich geringerem Maße identitätsbildende Kategorien. Das Geschlecht sagt dann nichts Entscheidendes mehr über den Menschen – im Alltagsverständnis und zudem in den an der Geschlechterdifferenz orientierten feministischen Richtungen hingegen bildet das Geschlecht einen zentralen Faktor der Identität.

Diese grundlegende Infragestellung sowohl der Alltagsorientierung als auch der theoretischen Grundlagen des Feminismus durch die Auflösung aussagekräftiger Geschlechtszuweisungen dürfte einer der größten „Aufregungsfaktoren“ des Gender-Begriffes sein. Die Identifikation von „Geschlecht“ als Konstruktion irritiert und verunsichert. Unsere Gesellschaft und auch unser privates Leben beruht in einem hohen Maße auf der „zweigeschlechtlichen Ordnung“. Das Geschlecht ist in unserer Kultur einer der stärksten Identitätsfaktoren, vergleichbar höchstens der Hautfarbe: Wenn Sie sich auf einer Party mit jemandem unterhalten haben und sich nach einigen Monaten nur noch flüchtig an die Begegnung erinnern, mögen Sie Haarfarbe, Erscheinungsbild, Alter, Beruf, Bildungsstand oder Lebensform vergessen haben – ob es ein Mann oder eine Frau war, dürften Sie nicht vergessen haben. Ist eine Person nicht klar einem Geschlecht zuordbar, irritiert dies – Sie kennen dies möglicherweise als Erfahrung in der U-Bahn, die dazu verleitet, immer wieder hinzuschauen und möglichst doch noch eine eindeutige Zuordnung zu erreichen. Wenn dann der radikalisierte Genderansatz behauptet, Frausein und Mannsein wäre „nur“ Konstruktion und fände größtenteils in unseren Köpfen statt, stellt dies unsere persönliche Identität, aber auch einen Grundpfeiler unserer Gesellschaft in Frage. Versuchen Sie sich doch bitte einmal vorzustellen (soweit dies möglich ist), wie unsere Gesellschaft aussähe, wenn Menschen nicht als Frauen oder Männer identifizierbar wären bzw. wenn sich niemand dafür interessieren würde, ob eine Person eine Frau oder ein Mann ist: Manche Personen würden Kinder bekommen, andere nicht, manche würden ihre Identität stärker im Beruf finden, andere in den sozialen Beziehungen, manche Menschen würden Versorgungs- und Pflegearbeiten übernehmen, manche wären dominanter, andere zurückhaltender, manche

größer, andere kleiner, manche besitzen Führungsqualitäten, anderen arbeiten hervorragend im Team – ohne dass Erwartungen in die eine oder andere Richtung gegeben wären. Diese Vision zeigt vermutlich sowohl die Chancen als auch die Schwierigkeiten des dekonstruktiven Gender-Begriffes: Einerseits ist damit eine große Freiheit verbunden, die eigenen Talente, Vorlieben, Stärken zu entdecken und zu pflegen, ohne von kulturellen Erwartungen geprägt zu werden. Andererseits verbindet sich – wie immer – mit der Freiheit auch eine entsprechende Orientierungsproblematik und Entscheidungslast. Die gesellschaftlichen Rollenzuweisungen geben ein deutliches Geländer des eigenen Lebensentwurfes, einen Pfeiler der eigenen Identität. Das gilt auch dann, wenn ich mich gegen eine traditionelle Frauenrolle entscheide oder eine unkonventionelle Männerrolle übernehme – die Entscheidung gegen das klassische Modell bedeutet dann zwar nicht Rollenkonformität, aber ich folge immer noch der Logik der Zweigeschlechtlichkeit, indem ich mich innerhalb dieser gerade „anders“ orientiere. Ohne Rollenmuster und Erwartungen könnte ich mich weder positiv noch negativ an ihnen orientieren und wäre viel stärker auf mich und meine unmittelbaren sozialen Beziehungen zurückgeworfen.

Dies führt auch gleich zum 3. Punkt:

3. Politische Wirkung des Gender-Ansatzes

Für den differenzorientierten Feminismus bedeutet die Relativierung oder „De-Thematisierung“ der Kategorie „Geschlecht“ zudem, dass ein Grundpfeiler ihres Ansatzes bröckelt. Zwar gehört die klare Frontlinie zwischen Frauen und Männern, die zwischen männlichen „Tätern“ und weiblichen „Opfern“ unterscheidet, wohl in allen feministischen Spielarten längst der Vergangenheit an und war auch selten so einseitig oder gar feindselig, wie es dem Feminismus gerne feuilletonistisch unterstellt wurde und wird, aber die Geschlechterdifferenz bildete doch ein wesentliches Merkmal in der Wahrnehmung der Geschlechterthematik. Ohne zu behaupten, dass alle Frauen oder alle Männer gleich seien, nimmt der differenzorientierte Feminismus doch bestimmte Gemeinsamkeiten zwischen Menschen des gleichen Geschlechts an, die dem anderen in gewisser Weise gegenüber stehen. Dies bietet eine wichtige Grundlage für das gemeinsame Engagement von Frauen, für eine prinzipielle weibliche Solidarität, die natürlich nicht immer der Erfahrung entspricht, aber doch eine potentielle Grundlage für politische Veränderung bildet. Diese fällt im dekonstruktiven Gender-Ansatz weg, da ja keine prinzipielle Differenzlinie zwischen Frauen und Männern angenommen wird. Das „doing gender“, das permanente Tun des Geschlechts bedeutet, dass Frauen in dieser Sicht ebenso wie Männer an der Herstellung und Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse beteiligt sind und insofern nicht „Opfer“ sind, sondern Teil des Systems.

Diese Perspektive eröffnet auf der einen Seite neue Chancen, Frontlinien zwischen den Geschlechtern aufzubrechen, Männer in die gesellschaftlichen Veränderungsprozesse in Richtung Gendergerechtigkeit einzubeziehen und diese als gemeinsame Aufgabe aller Menschen guten Willens zu betrachten. Die in den 1980er Jahren gelegentlich heftig diskutierte Frage, ob Männer Feministen sein können, obwohl ihnen die „weibliche“ Erfahrung fehlt, ist damit hinfällig geworden. Die Erkenntnis, dass sich in der Geschlechterfrage nicht Täter und

Opfer gegenüberstehen, sondern in einem gesellschaftlichen System eingebundene Menschen, stärkt die Möglichkeiten gemeinsamer Suchprozesse nach neuen Wegen und Möglichkeiten.

Die Gefahr dieses Ansatzes besteht, wie aus differenzorientierter Perspektive zu Recht angemahnt wird, dass die von feministischer Seite mühevoll herausgearbeiteten Unterschiede zwischen den Geschlechtern wieder verwischen. Damit kann der Ansatz in eine Unverbindlichkeit und politische Wirkungslosigkeit führen. Wenn die gesamte Geschlechterfrage auf Konstruktion beruht, dann ist es sehr viel schwieriger, klar zu formulieren, welches politische Ziel mit wem auf welchem Wege erreicht werden soll. Dieser Ansatz legt zudem nahe, zunächst bei den eigenen Konstruktionen zu beginnen und das eigene „doing gender“ zu hinterfragen. Es kann dazu benutzt werden, den feministischen Veränderungswillen gänzlich zu blockieren, denn wenn alles nur Konstruktion ist – wogegen soll man dann angehen? Dabei wird übersehen, dass Konstruktionen Realitäten schaffen, unterstützen bzw. andere Realitäten verhindern. Die als Konstrukte entlarvten Geschlechterbilder, -rollen und Erwartungen wirken sich auf die realen Lebensverhältnisse von Menschen massiv aus – beispielsweise auf den durchschnittlichen Verdienst von Frauen und Männern oder auf die Bilder von OP-Teams in den Köpfen, die lieber komplizierte Szenarien entwickeln als eine Frau als leitende Fachfrau und Chefin annehmen. Solange die Strukturen daher noch so sind, kann feministischerseits aber nicht darauf verzichtet werden, auf die Unterschiede hinzuweisen. Damit hat der Feminismus zwei richtige und wichtige Erkenntnisse gewonnen, die in Spannung zueinander stehen: Einerseits muss er die Unterschiede zwischen den Geschlechtern betonen, um gegen Ungerechtigkeiten zu arbeiten, andererseits muss er sie relativieren und denkerisch überwinden, um nicht in die alten Rollenzuschreibungen und damit ebenfalls Ungerechtigkeiten zu verfallen. Die schwierige Balance, den Konstruktionscharakter zu erkennen und die sehr realen Folgen der Konstruktionen zu identifizieren, ist eine der Herausforderungen des Gender-Ansatzes.

III. Konsequenzen des Gender-Ansatzes für die (feministische) Theologie

Abschließend noch einige Bemerkungen zur Aufnahme des Gender-Ansatzes in der Theologie.

Inhaltlich hat die Feministische Theologie zunächst die Unterscheidung zwischen ‘sex’ und ‘gender’ insofern aufgenommen, als kaum noch mit biologischen Unterschieden zwischen den Geschlechtern argumentiert wird. Während früher nicht selten versucht wurde, gottgewollte Unterschiede zwischen Frauen und Männern aus dem zweiten Schöpfungsbericht, der die Erschaffung von Adam und Eva erzählt, abzuleiten und aus diesen Konsequenzen für das Leben von Frauen und Männern heute zu ziehen, gehören dies heute weitgehend der Vergangenheit an. Auf dem Wege zur Frauenordination ist dies einmal durchaus eine wichtige Argumentation gewesen, die auch von Frauen herangezogen wurde: Die gottgegebenen Unterschiede zwischen den Geschlechtern würden ein besonderes weibliches Amt nahe legen, in dem Frauen die Männer ergänzen könnten.

Vor allem aber hat der Genderansatz hermeneutische Konsequenzen für die Theologie nach sich gezogen: Mit dem Gender-Begriff ist eine Akzentverschiebung in der feministischen Forschung verbunden. Während in den 1970er und 1980er Jahren in vielen Bereichen

klassische ‚Frauenforschung‘ betrieben wurde, die die ‚weißen Flecken‘ einer männerdominierten und -zentrierten Theologie um Frauengestalten und weibliche Perspektiven ergänzt hat, untersucht die Geschlechterforschung das Leben von Frauen im Kontext *beider* Geschlechter und in den gesellschaftlichen Strukturen insgesamt.² Feministische Theologie wird daher kaum noch als weibliche Theologie oder Theologie der Frau verstanden, sondern als eine Theologie, die das Geschlecht (in der Regel im Sinne von ‚gender‘) als grundlegende Kategorie für die Theologie thematisiert. Genderforschung warnt davor, Frauenforschung als „Sonderecke“ der Forschung zu betreiben. Dies wird einerseits der Komplexität des Gegenstandes nicht gerecht, steht aber vor allem in der Gefahr, in den Konsequenzen ungewollt die Stigmatisierung und Marginalisierung von Frauen sowie die rollenbedingten Zuschreibungen zu verstärken, statt sie aufzubrechen und ihnen neue Sichtweisen entgegenzusetzen. Insofern beschränkt sich die Feministische Theologie nicht auf die Untersuchung biblischer und historischer Frauengestalten und die Herausarbeitung weiblicher religiöser Erfahrungen, sondern thematisiert das Geschlecht als grundlegende Kategorie für die Theologie.³

Dies kann jedoch nicht bedeuten, dass die Perspektive der Frauenforschung und des Interesses für die Lebensbedingungen und realen Lebensverhältnisse von Frauen als überholt oder obsolet betrachtet wird. Zum einen sind in vielen Forschungsbereichen die Möglichkeiten einer umfassenden Genderperspektive überhaupt noch nicht hinreichend gegeben, weil bezüglich der Erforschung der weiblichen Lebenswelten, z.B. in der Kirchengeschichte, erheblicher Nachholbedarf besteht.⁴ Vor allem aber besteht bei einer ausschließlichen Orientierung am Genderbegriff die Gefahr, dass sich die bestehenden Unterschiede und Ungerechtigkeiten der Analyse und damit auch dem Bemühen um ihre Veränderung entziehen. Gleichzeitig ist eine Männerforschung vonnöten – die sich aber immer noch sehr in den Anfängen befindet –, um aus der Identifizierung von „Frau“ und „Geschlecht“ herauszukommen.

Die dekonstruktiven Erkenntnisse, die das selbstverständliche Gegenüber der Geschlechter in Frage stellen, finden zudem nur langsam Eingang in die Theologie und die kirchliche Praxis. Einzelne Ansätze sind in der Bibelwissenschaft und der Kirchengeschichte vorhanden. Für die Praktische Theologie und die kirchliche Praxis wird diese Frage vor allem interessant, wenn es um die Rollen von Frauen und Männern und die von ihnen erwarteten Eigenschaften geht. Erwartet eine Gemeinde, wenn sie bewusst eine Pfarrerin wählt, dass diese besonders kommunikativ und fähig ist, mit ihrem schwierigen Kollegen sensibel

² Vgl. Hof, Renate: Die Entwicklung der Gender-Studies, in: Bußmann, Hadumod / dies. (Hg.): Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften, Stuttgart 1995, 2-33. und Pasero, Ursula: Dethematisierung von Geschlecht, in: dies. / Braun, Friederike (Hg.): Konstruktion von Geschlecht, Pfaffenweiler 1995, 50-66, 55f.

³ Vgl. Siegele-Wenschkewitz, Leonore: Die Rezeption und Diskussion der Genus-Kategorie in der theologischen Wissenschaft, in: Bußmann / Hof, Genus, 60-112. Einen methodologischen Vorschlag für die Praktische Theologie habe ich formuliert in Pohl-Patalong, Uta: ‚Geschlecht‘ wahrnehmen. Auf dem Weg zu einer Methodologie feministischer Praktischer Theologie, in: Hauschildt, Eberhard / Laube, Martin / Roth, Ursula (Hg.): Praktische Theologie als Topographie des Christentums. Eine phänomenologische Wissenschaft und ihre hermeneutische Dimension (Hermeneutica Bd.10), Rheinbach 2000, 304-322.

⁴ Vgl. Bauer, Gesa: Die Genderfrage in der theologischen Ausbildung. Ein Erfahrungsbericht aus dem Fachbereich Kirchengeschichte, PrTh 2006.

umzugehen – oder für die Kinderarbeit besonders geeignet ist? Predigen Frauen tatsächlich anders als Männer, und wenn ja, wie ist dies zu beschreiben und welche Konsequenzen werden daraus gezogen? Verändert sich die Atmosphäre im Kirchenvorstand, wenn eine Frau ihn leitet, und wenn ja – oder vielleicht noch brisanter: wenn nicht – wie wird das in der Gemeinde gewertet? An konkreten Fragestellungen laufen jedoch die – in der Regel gut gemeinten – Bemühungen, die Frage des Geschlechts ernstzunehmen, immer wieder in die „Gender-Falle“: von Frauen werden ‘typisch weibliche’ Eigenschaften und Verhaltensweisen erwartet, die sie erneut festlegen und einengen.

Die Theologie und die Kirche stehen damit in der Spannung zwischen der Aufgabe, die Unterschiede zwischen den Geschlechtern wahrzunehmen und gleichzeitig inhaltlich offen zu lassen, was einen Mann und eine Frau ausmacht. Theologisch ist diese Spannung bislang noch kaum durchdacht und bearbeitet worden. Methodisch bedeutet dies für eine feministisch engagierte Theologie, zwei Perspektiven gleichzeitig zu folgen: Einerseits wird die alltagsgewohnte Perspektive beibehalten, die Frauen und Männer als verschieden erkennt. Hier ist die Unterscheidung von ‘sex’ und ‘gender’ nach wie vor wichtig, um deutlich zu machen, dass die Unterschiede kulturell geprägt sind und nicht einfach naturgegeben, um Ungerechtigkeiten kritisieren zu können. Ein zweiter Blickwinkel muss jedoch hinzukommen, der nicht einfach hinnimmt, dass es Männer und Frauen ‘gibt’, sondern aufmerksam danach fragt, wie das Geschlecht überhaupt zustande komme. Mit diesem doppelten Blick können Theologie und Kirche dem feministischen Ziel ein Stück näher kommen: dass das Verständnis von „Geschlecht“ und die damit verbundenen Bilder und Erwartungen Menschen weder einengen und festlegen noch zu Ungerechtigkeiten führen – dass also durch das Geschlecht kein Leiden mehr entsteht.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!